

DER GESANG DER WALE

Adam Armstrong

DER GESANG
DER WALE

Roman

Aus dem Englischen von Gloria Ernst

Titel der Originalausgabe:
»Song of The Sound«

Umwelthinweis:
Dieses Buch wurde auf
chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.
Die Einschrumpffolie – zum Schutz vor Verschmutzung –
ist aus umweltverträglichem und recyclingfähigem
PE-Material.

Ungekürzte Lizenzausgabe
der RM Buch und Medien Vertrieb GmbH
und der angeschlossenen Buchgemeinschaften
Copyright © der Originalausgabe 2001 by Adam Armstrong
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2003 by
Blanvalet Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Einbandgestaltung: Kaselow Design, München
Einbandfoto: Mauritius/SuperStock
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2004
Buch-Nr. 004377
www.derclub.de

*Für Kim –
in Liebe*

Prolog

1970er

Dass die beiden vom FBI waren, wusste John-Cody in dem Moment, als sie hereinkamen. Er saß gerade hinter der Bar, stimmte seine Gitarre und lauschte dem Gelächter einer Gruppe an einem der Ecktische. Samstagabend in Hogan's Hotel in McCall: Er bereitete sich gerade auf den ersten Teil seines Auftritts vor. Hogan ließ ihn zuerst immer hinter der Bar arbeiten und dann zwanzig Minuten lang spielen, damit die Gäste in Stimmung kamen. Danach stand er bis zu seinem zweiten Auftritt wieder hinter der Theke. John-Cody war das recht. Wenn seine Musik gefiel, konnte er allein schon vom Trinkgeld zwischen den Auftritten seine Miete zahlen. In dieser Woche lief das Geschäft jedoch zäh. Draußen lag einfach zu viel Schnee, ganz zu schweigen von den Depressionen, die die Leute im Februar gewöhnlich überkamen.

Er starrte die FBI-Agenten in ihren streng geschnittenen Anzügen an. Beide hatten sie kurz geschorene Haare. In einer Cowboybar wie dieser fielen sie sofort auf. Er fragte sich einen Moment lang, warum er überhaupt hierher zurückgekommen war: Er wusste doch, dass sie ihn irgendwann kriegen würden. Eigentlich hatte er auch gar nicht bleiben wollen, er hatte nur seine Gitarre holen und sich dann wieder auf den Weg machen wollen. Es war Hogan gewesen, der ihn überredet hatte. Hogan hatte, genau wie Nancy und Lisa, die abends abwechselnd bedienten, gern einen Mann an der Bar. Und John-Cody arbeitete schnell und zuverlässig. Was sein Alter betraf, so machte er sich seit seiner Zeit als Frontmann einer Bluesband in New Orleans immer ein paar Jahre älter. Er war damals gerade siebzehn, als sie zum ersten Mal groß herauskamen, und überzeugt davon, auf direktem Weg an die Spitze zu sein. Diese

Überzeugung wurde an seinem achtzehnten Geburtstag jedoch gründlich zerstört.

»He, Gib.« Ein Cowboy von einer Ranch in der South Camas Prärie hielt eine leere Flasche in die Luft. »Wo bleibt der Nachschub. Ich hab keine Lust, den ganzen Abend zu warten.«

»Kommt sofort.« John-Cody rutschte von seinem Barhocker und stellte die Gitarre in ihren Ständer, dann nahm er eine Flasche Bier aus dem Kühlschrank und öffnete sie.

Der Cowboy fischte ein Bündel Dollarnoten aus seiner Hosentasche, zog eine heraus und warf sie auf den Tresen. »Der Rest ist für dich.«

John-Cody klopfte mit den Fingerknöcheln auf die hölzerne Bar.

Lisa stellte sich neben ihn. Sie hatte blond gefärbte Haare und rosa lackierte Fingernägel, bei denen er sich jedes Mal fragte, ob sie echt waren oder nicht. Sie goss einen Schuss Whisky in ein Glas und füllte es mit 7Up auf. Die Kohlensäure knisterte auf den Eiswürfeln. »Hogan will dich sofort auf der Bühne sehen, Gibby«, sagte sie. »Also beweg deinen Hintern.«

John-Cody spürte das leichte Kribbeln in seinen Handflächen, das sich immer einstellte, wenn er live vor Publikum spielte: eine Art Nervosität, die ihn dazu trieb, so gut zu spielen, wie er konnte. Die Anwesenheit der FBI-Leute verstärkte dieses Gefühl noch. Bis jetzt hatten sie ihm keine Beachtung geschenkt, aber wenn er erst einmal zu spielen anfinge, wüssten sie sofort, dass er es war, den sie suchten. Er warf einen Blick zur Tür, doch dort versperrte eine Traube von Gästen jeden Fluchtweg. Die Hintertür war, wie immer, abgesperrt und zweifach verriegelt. Außerdem wartete vor dieser Tür sicher irgendein Hilfssheriff auf ihn.

Trotz seiner ausweglosen Lage war er ruhiger, als er es sich je hätte vorstellen können; vermutlich, weil er bereits seit dem Augenblick, in dem ihn Hogan zum Bleiben überredet hatte, ahnte, dass sie kommen würden. Er war ein wirklich guter Gitarrist, und so etwas sprach sich schnell herum. Selbstgefälligkeit und Vertrautheit: Er hätte weiterziehen sollen, so wie er das eigentlich vorgehabt hatte. Er berührte Lisa im Vorbeigehen, und ihr Parfum stieg ihm in die Nase: Für seinen Geschmack war es zu süß, obwohl es aufrei-

zend weiblich wirkte. Er nahm den leicht verbrannten Geruch wahr, den der Föhn in ihrem Haar hinterlassen hatte, außerdem eine Spur weiblichen Schweißes. Einer der FBI-Agenten lehnte jetzt an der Bar und sah ihm direkt in die Augen. Er war Mitte Zwanzig, hatte blaue Augen und eine spitze Nase. »Hallo«, sagte er.

»Hallo.«

Sie sahen einander einen Moment lang an. »Mein Name ist Muller.« Er machte eine Kopfbewegung zur Gitarre hin. »Sie sollten am besten gleich spielen, falls Sie das gerade vorhatten. Wir wollen hier schließlich keinen Aufstand riskieren.«

»Ich habe zwei Auftritte.«

»Heute nicht.«

John-Cody nahm seine Gitarre, trat durch die Aussparung in der Bar und ging zur Bühne.

An diesem Abend würde Louise ihn mit ihrem Gesang begleiten. Sie war drei Jahre älter als er und trat seit ungefähr eineinhalb Jahren in der Gegend auf. Ihr Vater machte die schönsten Eisskulpturen der Stadt. Wenn der erste Schnee fiel, begannen die Leute in ihren Gärten, Skulpturen zu modellieren, die im Lauf des Winters steinhart wurden. Louises Familie wohnte in einer Nebenstraße, die von der Hauptstraße nach Cascade abging. In ihrem Vorgarten konnte man zur Zeit ein eisiges Abbild der Apollo 11 bestaunen.

Sie saß gerade zusammen mit ihrem Freund bei einem Drink, einem Landarbeiter, der John-Cody immer unverwandt und böse anstarrte, wenn er auf der Bühne stand. Das tat er bei jedem Mann, der sich Louise auf mehr als zehn Meter näherte. Es war seine Art, andere wissen zu lassen, dass er Louise als sein persönliches Eigentum betrachtete. Er tanzte nie, und er klatschte nie Beifall, noch sang er je mit, er starrte John-Cody nur mit diesen beiden kleinen Drillbohrern an. Zuerst nervte das John-Cody ziemlich, dann aber stellte er fest, dass er nach achtzehn Monaten Gefängnis diesem Blick durchaus gewachsen war. Er tippte Louise kurz auf die Schulter, worauf sie ihm zunickte. Dann ging er auf die Bühne und wartete, bis sie sich aus Billys Armen befreit hatte. Billy ließ sie nur missmutig weg. John-Cody schloss sein Mikrofon an, spielte ein kurzes Riff und begann dann mit einem New Orleans Gitarren-

blues aus dem Jahr, in dem sie in der Bourbon Street gespielt hatten.

Nach einer kurzen Pause spielte er eine weitere Melodie, auch ein eigenes Stück, im Stil von James Booker. Die Bar war heute voll wie nie, und er fragte sich, ob es nicht doch irgendeine Möglichkeit gäbe, dem FBI zu entweichen. Die Cowboys standen in ihren dicken Wintersachen herum und tranken Bier aus der Flasche. Ein paar Gäste aus der Stadt hatten die Barhocker mit Beschlag belegt und drängten sich zwischen den Tischen.

Während Louise an das Mikrofon trat und ihr Kleid glatt strich, spielte John-Cody weiter und beobachtete dabei die beiden Beamten, die jetzt am Ende der Bar standen. Ihre Aura kontrollierter Selbstsicherheit war ihm nur allzu vertraut. Genau in diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und der Sheriff trat herein. John-Cody verlor alle Hoffnung. Falls es überhaupt eine Fluchtmöglichkeit gegeben hatte, gehörte sie jetzt ganz sicher der Vergangenheit an.

Er spielte sich ein letztes Mal die Seele aus dem Leib. Er hielt den Kopf gesenkt und dachte an die Auftritte mit seiner Band in New Orleans. Da er eine Sonnenbrille trug, konnte niemand die Angst in seinen Augen sehen. Wann immer er kurz aufblickte, stellte er fest, dass ihn die Agenten nicht aus den Augen ließen.

Dann spielte er seine erste Coverversion, Janis Joplins Fassung von »Bobby McGee«: Louise nahm das Mikrofon aus der Halterung und ging auf der Bühne hin und her, während sie sang. John-Cody warf einen kurzen Blick zur Bar. Die beiden in ihren langen Mänteln beobachteten ihn weiter. Plötzlich lief ihm ein eiskalter Schauer über den Rücken. Prompt verspielte er sich, und es war allein Louises kräftige Stimme, die ihn rettete. Er schloss die Augen und ließ langsam die Luft durch seine Zähne entweichen, während er sich vorwarf, in dieser Stadt geblieben zu sein. Drei Monate nach seiner Haftentlassung hatte er die Grenze zwischen den Bundesstaaten überquert, weil er in Washington einfach keine Arbeit fand. Washington D. C. – mehr wollte man ihm nicht zugestehen. Hogan hatte ihm seinen alten Job wieder gegeben, außerdem kannte John-Cody viele Leute in McCall. Sie akzeptierten ihn, obwohl sie wussten, weshalb man ihn damals eingesperrt hatte. Seine Bewährungs-

helfer in Washington hatten sich alle Mühe gegeben, ihm das Leben so schwer wie möglich zu machen. Sie unterhielten gute Beziehungen zum Sheriff und zur Staatspolizei; in ihren Augen hatte er sich eines der schlimmsten Vergehen schuldig gemacht. Ohne Arbeit hatte er jedoch keine Chance, deshalb trickste er sie aus und machte einen Abstecher über die Berge nach Idaho.

Jetzt starrten ihn alle an. Im Publikum war es sehr still. Louise hatte ein ruhigeres Lied angestimmt, und er zupfte die Saiten mit dem Daummennagel. Die FBI-Männer hatten inzwischen auf den Hockern an der Bar Platz genommen. Ihre Mäntel hingen offen herunter. Unter Mullers Jackett erkannte John-Cody deutlich eine Ausbuchtung an seiner Achsel. Die Show schien ihnen sogar zu gefallen. Muller grinste John-Cody boshaft an, als dieser ihn ansah, und tippte sich spöttisch grüßend an die Schläfe. John-Cody wurde plötzlich übel. Das Blut in seinen Adern schien langsamer zu fließen. Der Auftritt war bald zu Ende, und dann gab es für ihn kein Entkommen mehr, es sei denn, er schaffte es irgendwie an der Bar vorbei zum Eingang. Die beiden Agenten schienen zu spüren, dass er bald fertig war, jedenfalls stand Muller auf und ging auf die Hand voll Gäste zu, die vor der Bühne tanzten. John-Cody beobachtete ihn. Der Mann erwiderte seinen Blick. Er trug ein breites Lächeln zur Schau, während er langsam auf ihn zukam, sorgfältig bedacht, niemandem auf die Füße zu treten. Sein Partner an der Bar trank noch einen Schluck, bevor er seinen Mantel zuknöpfte.

Sein Auftritt war zu Ende. Louise steckte das Mikrofon wieder in den Ständer, Beifall erscholl. Nur ein einzelner Betrunkener hinten in der Ecke piff und buhte. Louise verließ die Bühne. Sie wurde schon von Billy erwartet, der den FBI-Mann misstrauisch anstarrte. John-Cody stellte seine Gitarre ab und strich mit den Fingern noch einmal über die Griffleiste. Er hoffte, dass Hogan sie für ihn aufbewahren würde, so wie er das beim letzten Mal getan hatte.

Er richtete sich auf und sah Muller direkt in die Augen. Der Mann war groß und ziemlich muskulös. Er sah John-Cody mit kaltem Blick an, wie gesplittertes Eis.

»Sie sind John-Cody Gibbs.«

»Und Sie sind vom FBI.«

Muller grinste wieder und zeigte strahlend weiße Zähne, während er mit seinen Fingern in seiner Manteltasche spielte und etwas Metallisches klimpern ließ. »Sie haben Ihre Bewährungsaufgaben verletzt.«

»Ich habe lediglich die Bundesstaatengrenze überquert. Ich hatte keine andere Wahl. In Washington habe ich keine Arbeit gefunden.«

Der Mann verzog sein Gesicht zu einer Grimasse: John-Codys Gründe interessierten ihn augenscheinlich nicht. Warum sollten sie auch? Er tat schließlich nur seine Pflicht. Er zog seine Hand aus der Tasche und hielt John-Cody Handschellen vors Gesicht. »Umdrehen.«

Jetzt wurden die Gäste aufmerksam und beobachteten, was dort vor sich ging – Leute, die ihn kannten, die sein Gitarrenspiel schätzten. John-Cody fragte sich, wie lange es wohl dauern würde, bis sie kapierten, dass er an diesem Abend keinen zweiten Auftritt mehr haben würde. Er sah dem Agenten in die Augen, taxierte ihn, wusste aber sofort, dass es keinen Sinn hatte, sich gegen die Festnahme zu wehren. Muller war groß und durchtrainiert, und John-Cody hatte sich nicht einmal im Gefängnis mit irgendjemandem geprügelt. Er atmete tief aus, drehte sich um und hielt Muller seine Handgelenke hin. In der Bar wurde es plötzlich sehr still, er hörte die Handschellen einschnappen und spürte, wie sie in die empfindliche Haut über seinen Pulsadern einschnitten. Der Agent drehte ihn wieder zu sich herum, warf seinem Partner einen kurzen Blick zu und nickte. Er sagte kein Wort, nahm jedoch sein Abzeichen heraus und steckte es an seine Brusttasche, so dass jeder sehen konnte, wer er war.

John-Cody ließ seinen Blick über die Gesichter der Gäste wandern und fragte sich, ob irgendjemand etwas sagen, ob sich jemand für ihn einsetzen oder sonst irgendwie eingreifen würde. Aber nichts geschah. Das hier waren sehr ruhige, sehr selbstsichere Regierungsbeamte, und selbst der hitzigste und streitlustigste Einheimische würde es sich zweimal überlegen, bevor er sich mit ihnen anlegte. Die Leute wichen zurück und bildeten eine Gasse, als er abgeführt wurde. An der Tür legte ihm der zweite FBI-Agent die Hand auf die Schulter.

»Das war's dann wohl«, sagte er. »Schnell und reibungslos.«

Muller öffnete die Tür. John-Cody blieb stehen, als ihm ein kalter Wind ins Gesicht blies. »Ich brauche meinen Mantel.«

Die Agenten zögerten, sahen sich an. Muller wollte wissen, wo der Mantel sei. John-Cody sagte, er hinge hinter der Bar, worauf Muller zu Lisa ging und sie bat, ihm den Mantel zu geben. Sie sah ein wenig verblüfft aus, als sie ihm das Kleidungsstück über den Tresen reichte. Muller bedankte sich. Während er zur Tür zurückging, suchte Lisa John-Codys Blick. Ihre Verwirrung war ihr deutlich anzusehen. Er zuckte mit den Schultern, dann stand er auch schon draußen auf dem Bürgersteig, wo ihm der eisige Wind durch die Kleidung piffte.

Die Agenten hatten ihren Wagen direkt vor der Bar geparkt. John-Cody wurde auf den Rücksitz verfrachtet. Er setzte sich auf die Handschellen und zuckte zusammen, als das Metall ihm in die Gelenke schnitt. Er überlegte einen Moment lang, ob er die Männer bitten sollte, ihm die Handschellen abzunehmen oder seine Hände wenigstens vor dem Körper zu fesseln, aber er wusste aus Erfahrung, dass sie das niemals taten.

Muller nahm auf dem Beifahrersitz Platz, während sich sein Partner ans Steuer setzte, den Motor anließ und die Scheibenwischer einschaltete, um die Windschutzscheibe vom Schnee zu befreien. Er ließ den Motor eine Weile laufen. »Vielleicht sollten wir den Kerl hier für heute Nacht im Gefängnis unterbringen und erst morgen weiterfahren.«

John-Cody wartete auf Mullers Antwort. Sie redeten über ihn, als wäre er nicht da.

»Könnten wir machen.« Muller schob den Ärmel hoch und warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »Aber es ist erst halb zehn«, sagte er. »Ich denke, wir sollten noch ein paar Meilen hinter uns bringen. Der Highway ist sicher schon geräumt.«

»Wie sind Sie eigentlich hierher gekommen?« Das waren John-Cody erste Worte. Muller legte seinen Arm über die Rückenlehne seines Sitzes.

»Haben Sie was gesagt?«

»Ich wollte wissen, von wo Sie gekommen sind. Ich bin nämlich sicher, dass man die Straße nach Lewiston bei dem Schnee nur mit

einem Vierradantrieb schafft. Also sind Sie nicht über Lewiston gekommen, oder?»

Muller zog eine Augenbraue hoch. »Sie wollen die Nacht also tatsächlich hier im Gefängnis verbringen?»

»Ins Gefängnis komme ich sowieso. Da ist eines wie das andere.«

»Sie sind wohl ein richtiger Klugscheißer, was?»

»Nein. Ich wollte nur –«

»Halten Sie den Mund.« Muller drehte sich wieder um und befahl seinem Partner: »Fahr los.«

Der Fahrer legte den Gang ein, und sie setzten sich in Bewegung. John-Cody rutschte auf der Rückbank hin und her: Von McCall nach Lewiston – das bedeutete bei diesen Witterungsverhältnissen mindestens sechs Stunden Fahrt. Ab Lewiston führen sie dann nach Westen in Richtung Küste weiter. Vorausgesetzt, er kam direkt nach McNeil Island zurück. Da er aber die Auflage hatte, sich alle vierzehn Tage bei seinem Bewährungshelfer in Seattle vorzustellen, führen sie ihn vielleicht stattdessen zuerst dorthin. Wie auch immer, das endgültige Ziel seiner Reise war das Gefängnis.

Die beiden Beamten unterhielten sich leise miteinander, während sie aus der Stadt herausfahren, vorbei an Vorgärten mit Schneeskulpturen, die hell im Mondlicht schimmerten. Der Fahrer fluchte leise, als der Wagen auf der abschüssigen Straße ein wenig ins Rutschen kam. John-Cody saß auf seinen Händen und starrte ihre Hinterköpfe an, den militärischen Bürstenschnitt des Fahrers, seinen ausrasierten, geröteten Nacken, manchmal auch Mullers Profil, wenn dieser sich zur Seite drehte, um mit seinem Partner zu reden. Er versuchte, eine etwas bequemere Sitzposition zu finden, obwohl er genau wusste, wie aussichtslos dieses Unterfangen war, ganz gleich, wie viel er auch herumrutschte. Wenn man ihm schließlich die Handschellen abnahm, wären seine Handgelenke wundgescheuert und seine Hände wegen der schlechten Durchblutung taub. Neun Monate in Freiheit, und jetzt war ihm das Gefängnis wieder sicher. Er dachte an die ersten achtzehn Monate der dreijährigen Freiheitsstrafe, zu der man ihn verurteilt hatte. Die Zeit im Staatsgefängnis war sehr hart für ihn gewesen; er wollte auf keinen Fall wieder dorthin zurück.

Der Fahrer war inzwischen sichtlich mutiger geworden, denn draußen huschte die Landschaft jetzt schnell vorbei. Links und rechts der Straße erstreckten sich weiße Felder bis zu den silbrig grauen Bergen. Die Straßenverhältnisse waren besser, als er angenommen hatte, aber die Temperatur lag weit unter null Grad, und auf den ungeschützteren Streckenabschnitten gab es sicherlich Glatteis. Er dachte an die Täler und die hohen Bergpässe zwischen hier und Grangeville: Angenommen, sie schafften es bis dorthin, dann mussten sie über Winchester und Lewiston und anschließend weiter über die regennasse Straße nach Seattle fahren.

Die Männer unterhielten sich so leise, dass er ihre Stimmen nur noch als Murmeln wahrnahm und kaum ein Wort verstand. Er saß völlig krumm auf der Rückbank, immer bemüht, seine Hände so weit wie möglich zu entlasten. Der Plymouth war neu und roch geradezu penetrant nach poliertem Vinyl. Seine Gedanken schweiften zur Bar und den Gesichtern der Gäste zurück: zu den Cowboys, zu Louise und ihrem sexbesessenen Freund. Er fragte sich, warum ein Mädchen wie Louise überhaupt mit einem derart primitiven Mann zusammen war. Sie hatte Gefühl, liebte die Musik, und sie wusste, wie man Rhythmus und Text miteinander verbinden musste, um die Sinne anzusprechen. John-Cody hätte seine Hand dafür ins Feuer gelegt, dass Billys einzige Lektüre seit der Highschool aus seinem Gehaltsscheck und dem Sportteil der Zeitung bestand.

Ihm ging plötzlich durch den Kopf, dass er Hogan jetzt wieder im Stich ließ. Als das FBI ihn zum ersten Mal geschnappt hatte, war der alte Mann ebenfalls zugegen gewesen. Sie hatten gerade zusammen auf dem Bürgersteig vor der Bank gestanden, um die Einnahmen des Wochenendes einzuzahlen. Hogan hatte einfach nur wie angewurzelt dagestanden und mit offenem Mund zugesehen, wie die Beamten ihm Handschellen anlegten und ihn auf den Rücksitz ihres Wagens verfrachteten. Man hatte ihm in Lewiston den Prozess gemacht und ihn zu drei Jahren Gefängnis auf McNeil Island verurteilt. Als er das Gefängnis vorzeitig verlassen durfte, hatte er darum gebeten, nach Idaho entlassen zu werden, wo Hogan für ihn bürgen würde, aber das hatten sie nicht getan – ein weiterer Beweis dafür, wie nachtragend sie waren. Hogan stellte ihm, als er damals bei ihm aufge-

taucht war, nie irgendwelche Fragen, und er stellte auch keine, als er achtzehn Monate später wieder vor seiner Tür stand. Er drückte ihm einfach seine Gitarre in die Hand, bat ihn zu bleiben und gab ihm seinen Job zurück.

Erinnerungen an das Gefängnis stiegen in ihm hoch. Bilder, Gerüche und Geräusche, die er an dem Tag, als er durch das Gefängnis in die Freiheit getreten war, auf der Stelle verdrängt hatte. Jetzt überschwemmten sie ihn regelrecht. In seiner Magengrube breitete sich schale Übelkeit aus. McGuire mit seinem hageren, verkiffenen Gesicht, Dallallio und Mamba, der große Schwarze vom Mississippi, der in Kalifornien drei Staatspolizisten getötet hatte, wären bestimmt noch da. Sie und all die anderen, denen es größten Spaß gemacht hatte, ihn zu terrorisieren, die ihn, wenn sie ihn zu fassen bekommen hätten, vergewaltigt, verstümmelt oder sogar ermordet hätten.

Er hatte die achtzehn Monate schließlich doch irgendwie überstanden, ohne dass man ihm etwas angetan hatte und ohne in einen einzigen Kampf verwickelt worden zu sein. Die Schließer hatten ihm eine akustische Gitarre überlassen, und das hatte ihn wahrscheinlich gerettet. John-Cody konnte schon Gitarre spielen, bevor er laufen lernte, und hatte ein unfehlbares musikalisches Gedächtnis, dank dessen er jeden Song spielen konnte, den man von ihm hören wollte.

Jeden Samstagnachmittag gab es im Gefängnishof also eine Art Jamsession. Mamba, Dallallio und McGuire, den drei miesesten Typen in seinem Trakt, gefiel seine Musik, und sie machten allen unmissverständlich klar, dass John-Cody, solange er für sie Gitarre spielte, unter ihrem persönlichen Schutz stand. Mamba wurde von allen gefürchtet, und als sich seine Entscheidung herumgesprochen hatte, verbesserte sich Codys Situation auf geradezu dramatische Weise.

Die drei wären zwar immer noch dort, aber es bestand so gut wie keine Aussicht, dass man ihn wieder im selben Trakt unterbringen würde. Die Bullen wussten von dem Deal mit Mamba und den anderen, und irgendetwas sagte John-Cody, dass bei der Auswahl der Zelle eine gute Portion Gehässigkeit mitspielen würde. Der Gedanke machte ihm Angst, und die Übelkeit in seiner Magengrube wuchs.

Nach zwei Stunden Fahrt erreichten sie schließlich Cascade, wo

sie auf den Parkplatz einer Gaststätte rollten. Muller streckte sich gähmend, dann sah er über seine Schulter und erklärte John-Cody, er solle sitzen bleiben, weil er nämlich nirgendwohin ginge. Der Fahrer stieg aus und stapfte durch den Schnee auf die wackelige Holz-
treppe zu, die zum Gasthaus führte. Er kam mit zwei Styroporbe-
chern Kaffee zurück und reichte sie durch das Beifahrerfenster. Keiner der beiden sah nach hinten, keiner von ihnen sagte etwas zu John-Cody, der auf der Rückbank saß und den frisch gebrühten Kaffee roch.

»Ich geh eben mal pinkeln«, sagte der Fahrer.

Muller schlürfte geräuschvoll seinen Kaffee und verschluckte sich fast dabei. John-Codys Hände waren inzwischen vollkommen taub. Am Handgelenk, dort, wo oberhalb des Metalls das Gefühl wieder begann, pochte es. Muller nahm eine Zigarette aus der Schachtel und ließ sein Zippo aufschnappen. Der Rauch zog nach hinten und stieg John-Cody in die Nase. Er drehte den Kopf zur Seite, während er an das zerkrautschte Päckchen Lucky Strikes in seiner Tasche dachte.

Der Fahrer kam zurück, trat den Schnee von seinen Schuhen und stieg ein. Er fröstelte und bewegte seine Schultern in kreisenden Bewegungen, dann nahm er den Deckel von seinem Kaffeebecher. Jetzt ging Muller auf die Toilette. Der Fahrer drehte sich zu John-Cody um. »Wollen Sie einen Schluck?«

»Ja, bitte.« John-Cody rutschte auf der Sitzbank nach vorn, während der Agent ihm den Becher hinhielt.

»Aber verschütten Sie nichts.«

John-Cody trank einen Schluck Kaffee und verbrühte sich dabei fast den Mund. Der Agent nahm den Becher wieder von seinen Lippen und sah ihn an.

»Sie hätten einfach Ihre Zeit absitzen sollen.«

»Das habe ich getan.«

»Sie wissen ganz genau, was ich meine.«

John-Cody schürzte die Lippen und zuckte mit den Schultern.

»Soll ich Ihnen auch einen Kaffee holen?«

»Ich habe Geld.« John-Cody lächelte. »Und ich habe auch Zigaretten.« Er sah über seine Schulter gewandt den Türgriff an. »Wäre

es möglich, dass Sie mir die Handschellen abnehmen? Mir fallen nämlich bald die Hände ab.« Er nickte in Richtung des Türgriffs. »Sie können mich ja mit einer Hand dort anketten. Da kann ich genauso wenig weg. Es dauert schließlich noch Stunden, bis wir in Seattle sind.«

»Woher wissen Sie, dass das unser Ziel ist?«

»Weil dort meine Bewährungsstelle ist.«

Der Mann nickte. »Warten Sie, bis mein Partner wieder da ist, dann sehen wir weiter.«

Nachdem er das Ganze mit dem Fahrer diskutiert hatte, starrte Muller eine Weile vor sich hin, dann holte er Luft, drehte sich in seinem Sitz herum und prüfte die Festigkeit des Türgriffs. »Also gut.«

Er öffnete die hintere Tür und zog John-Cody in die Kälte hinaus, wo dieser dann in knöcheltiefem Schnee stand, während Muller die Handschellen aufschloss.

»Machen Sie bloß keine Dummheiten, Freundchen. Es ist nämlich so verdammt kalt hier draußen, dass Sie, selbst wenn ich sie nicht erschießen würde, bestimmt nicht weit kämen.«

John-Cody stand zitternd in der Kälte, während Muller die Handschellen aufschloss, ihn sofort in den Sitz drückte und eine Hand am Türgriff anketete. John-Cody war dankbar, als Muller die Tür zuwarf und er wieder im Warmen saß. Der Fahrer hatte unterdessen auf den Stufen zum Gasthaus gestanden und die Aktion beobachtet, um sicherzugehen, dass alles reibungslos ablief, bevor er hineinging und noch einmal Kaffee holte. Muller hatte wieder auf dem Beifahrersitz Platz genommen, der Motor lief, und aus dem Auspuff stieg eine Wolke von Abgasen auf. Der Fahrer kam mit dem Kaffee zurück. John-Cody saß jetzt relativ bequem. Er trank seinen Kaffee, während sie bereits wieder durch die Nacht nach Norden fuhren.

Die Straße stieg stetig an. Schließlich erreichten sie die Hochebene, wo das Wetter zu dieser Jahreszeit von einer Sekunde zur nächsten umschlagen konnte. Hier oben begann es Ende November zu schneien, und der Winter dauerte bis Mai. Die Schneepflüge waren zwar jeden Tag im Einsatz, um die Hauptstraße zu räumen, trotzdem lag stets eine geschlossene Schneedecke. Der Schnee am

Straßenrand türmte sich manchmal über drei Meter hoch. Bei starkem Wind fielen die Flocken waagrecht, so dass man vollkommen die Orientierung verlor. Wenn man dann nicht genau wusste, was man tat, war man so gut wie tot.

Und irgendetwas sagte John-Cody, dass diese beiden FBI-Agenten nicht wussten, was sie taten. Sie wechselten sich von Zeit zu Zeit beim Fahren ab und hielten dazu jeweils kurz am Straßenrand an. Beide fuhren ziemlich schnell und lachten jedes Mal, wenn das Heck ausbrach. Ihre Sorglosigkeit beunruhigte ihn. John-Cody war zwar nicht sicher, vermutete aber, dass sie zur Außenstelle in Seattle gehörten, also aus einer Gegend kamen, wo es im Winter oft regnete. Sie kannten zwar Bodennebel und den nasskalten Nieselregen, den der Winter vom Pazifik brachte, mit den Witterungsverhältnissen auf den Hochebenen von Idaho war das jedoch in keiner Weise zu vergleichen. Er hätte sie gern gebeten, vorsichtiger zu fahren, vor allem in den Bergen südlich von Grangeville, aber ihm war klar, dass sie nicht auf ihn hören würden. Joe Fulton fuhr mit seinen Sattelschlepper die Route von Boise nach Lewiston fast jeden Tag. Erst an diesem Abend hatte er in Hogans Bar erzählt, wie gefährlich die Straße dort, wo man den Fels gesprengt hatte, war. Anscheinend versuchte man schon seit Jahren, diese Stecke zu verbreitern.

Sie kamen immer höher. Die Straße führte in engen Kurven auf und ab, aber die beiden Agenten schienen entspannter denn je. Muller rauchte wieder und bot John-Cody ebenfalls eine an.

»Wir werden also die Nacht durchfahren«, sagte John-Cody.

Muller sah ihn an. »Was haben Sie denn gedacht, Mann? Sie sind doch nicht etwa scharf auf ein Motelzimmer?«

John-Cody nahm einen Zug und blies langsam den Rauch aus. »Sie sollten sich vielleicht ein bisschen mehr Zeit lassen. Diese Straße kann nachts ganz schön tückisch sein.«

»He, Mann.« Der Fahrer sah in den Rückspiegel. »Bleiben Sie einfach ganz ruhig sitzen, o.k.? Wir sind diese Straße gestern schon gefahren.«

»Gestern hat es aber nicht geschneit.« John-Cody lehnte sich zurück, rauchte seine Zigarette und sah auf das weiße Hochland hinaus,

das sich jetzt rechts, wo der Hang steil abfiel, unter ihnen ausbreitete.

Plötzlich spürte er, wie das Heck ausbrach. Der Fahrer riss das Lenkrad herum, und John-Cody nahm die Welt nur noch als weiße Spirale wahr. Reifen quietschten. Jemand fluchte. Angst lag in der Stimme. Dann rutschte der Wagen von der Straße und den Hang hinab. John-Cody hörte, wie Metall riss und Glas splitterte. Er hing plötzlich kopfüber im Wagen, so dass ihm die Hand, die am Türgriff festgekettet war, fast abbriss.

Schwärze. Ein heftiger Schmerz klopfte in seinem Handgelenk. Ein merkwürdiger Geruch drang in sein Bewusstsein, er konnte ihn aber nicht identifizieren. Dann musste er wohl seine Augen geöffnet haben, denn er sah einen gelben Lichtstrahl, der einen verschneiten Hang erhellte. Ein verschneiter Hang. Er erinnerte sich wieder: das Auto, die beiden FBI-Agenten und das Gefängnis, das in Seattle auf ihn wartete. Plötzlich spürte er, wie ihm die Kälte unerbittlich in die Knochen kroch, dann sah er, dass die Windschutzscheibe des Wagens fehlte und die beiden Agenten reglos in ihren Sitzen hingen. Das Auto schien jetzt wieder auf den Rädern zu stehen, neigte sich aber gefährlich nach links. Er wischte mit seiner freien Hand über die beschlagene Fensterscheibe und erblickte hundert Meter unter sich den Talgrund.

Immer noch saß er einfach nur da und wusste nicht, was er tun sollte. Dann merkte er, dass sich die Tür, gegen die er geprallt war, völlig verzogen hatte und sich der Türgriff, an dem seine Handschellen angeschlossen waren, gelockert hatte.

»Hallo.« Das Wort platzte förmlich aus seinem Mund heraus.
»Leben Sie noch?«

Keine Antwort. Er beugte sich nach vorn, spürte einen Widerstand an seinem Handgelenk und zog fest an: der Türgriff löste sich aus seiner Verankerung, und er konnte seinen Arm frei bewegen. Die Innenraumbeleuchtung war ausgefallen, der Schnee reflektierte jedoch das Scheinwerferlicht. Er sah Blut auf Mullers Gesicht. Er tastete an seinem Hals nach dem Puls. Einen Augenblick glaubte er schon, Muller sei tot, dann jedoch spürte er ein schwaches Klopfen. Er untersuchte den anderen Agenten. Auch hier konnte er den Puls

spüren: Beide waren also nur bewusstlos. Plötzlich wurde ihm klar, dass er frei war, doch gleichzeitig nahm der Geruch in seinem Verstand konkrete Gestalt an. Benzin. Offensichtlich war der Tank geplatzt und es lief Kraftstoff ins Wageninnere. Er rutschte vorsichtig über die Rückbank und öffnete die gegenüberliegende Tür.

Dann stand er im Schnee, zehn Meter unterhalb der Straße, wo das Auto mit dem Kofferraum an einem Baum hängen geblieben war. Reiner Zufall, dass sie nicht unten im Tal lagen. Die beißende Kälte schlug ihre Zähne wie ein wildes Tier in sein Fleisch; er zitterte heftig. Schließlich übernahm sein Instinkt die Kontrolle über seinen Körper, und er begann, sich den verschneiten Hang hinaufzuarbeiten. Endlich stand er wieder auf der Straße. Einen Augenblick lang hatte er jede Orientierung verloren, aber die Nacht war klar, und das Mondlicht tauchte den Schnee in silbrig graues Licht. Er vergewisserte sich, wo Norden war, dann erkannte er, wo er sich befand: ungefähr zehn Meilen südlich von Grangeville. Immer noch stand er da und überlegte, was er tun sollte, während er zu den beiden bewusstlosen Männern unten am Hang hinuntersah, die angeschnallt in ihren Sitzen saßen. Sie würden sterben, wenn er keine Hilfe holte. Immer noch rührte er sich nicht: Dies hier war seine große Chance. Er konnte fliehen. Er hatte sich mit jeder Meile, die sie hinter sich ließen, erbärmlicher gefühlt. Ihm war jedes Mal, wenn er auch nur an das Gefängnis dachte, der Schweiß ausgebrochen. An dem Tag, an dem man ihn aus der Haft entlassen hatte, hatte er geschworen, dass er lieber sterben würde, als sich jemals wieder einsperren zu lassen. Jetzt stand er frierend auf einer Straße, die Freiheit unverhofft zum Greifen nah. Er fühlte sich so lebendig wie selten zuvor in seinem Leben. Aber es gab diese beiden Männer, die sterben würden, wenn er ihnen nicht half. Na und? Was bedeuteten sie ihm schon? Es sind menschliche Wesen, hörte er plötzlich die Stimme seines Vaters in seinem Kopf. Es spielt keine Rolle, wie jemand seinen Lebensunterhalt verdient, mein Sohn: Jeder muss seine Familie irgendwie ernähren. Aber er bleibt doch immer noch ein menschliches Wesen. Dann hörte John-Cody das Knirschen eines Getriebes ein Stück weiter unten im Tal und sah, als er die Straße hinunterschaute, das Licht von zwei Scheinwerfern.

Er stellte sich mitten auf die Straße, als der Truck um eine Kurve bog und sich die nächste hinaufarbeitete, in der ihr Fahrzeug von der Fahrbahn abgekommen war. John-Cody hatte inzwischen den Reißverschluss seiner Jacke geschlossen und die Handschellen so weit seinen Arm hinaufgeschoben, dass er sie unter dem Ärmel verstecken konnte. Dann hob er beide Arme und winkte, worauf der Fahrer zurückschaltete. Die Scheinwerfer blendeten ihn. Dem Fahrer gelang es, ohne Bremsen zu halten. Als der Truck stand, zischte die Druckluft der Handbremse. John-Cody ging auf die Tür zu, die sich jetzt öffnete. Der Fahrer schaute ihn von seiner Kabine herab an: Er war groß und stämmig und trug eine dicke Wollmütze. Ein dichter, schwarzer Bart bedeckte sein Kinn.

»Gibt's ein Problem, Partner?«

John-Cody berichtete von dem Unfall, und der Fahrer nahm eilig eine Taschenlampe aus einem Fach im Führerhaus. Er ließ den Lichtstrahl über das Wrack wandern, das immer noch am Rand der Schlucht von dem Baum gehalten wurde.

»Sie waren in dem Wagen dort unten?«

John-Cody nickte. »Da sind immer noch zwei Typen drin. Sie sind bewusstlos. Ich saß hinten. Hab ich wohl Glück gehabt.«

»Verdammt großes sogar.« Der Fahrer kratzte sich am Kopf, während er überlegte. »Kommen Sie mit. Bis Grangeville sind es noch zehn Meilen. Dort können wir dem Sheriff den Unfall melden.«

John-Cody nickte und stieg zu ihm in die Kabine. Der Fahrer legte knirschend einen Gang ein, löste die Handbremse und ließ den Truck sanft um die Kurve rollen. Dann fuhren sie auf der anderen Seite des Berges hinunter. Sie mussten noch einen weiteren Pass überqueren, bevor sie die Camas Prärie erreichten, wo man im Schneegebüsch schnell die Orientierung verlor. Diese Nacht war jedoch absolut windstill und klar, wenn auch sehr kalt. Frisch fallender Schnee gefror auf dem Boden sofort zu Eis. Der Fahrer trug eine Jagdjacke und schwere, wasserfeste Stiefel. In der Kabine seines Trucks roch es nach billigen Zigarren. John-Cody warf einen Blick auf die Pin-up-Fotos an der Decke.

»Wo kommen Sie her?«, fragte ihn der Fahrer.

»Aus McCall.«

Der Mann streckte ihm die Hand entgegen. »Merv Clayton.«

»John-Cody Gibbs.«

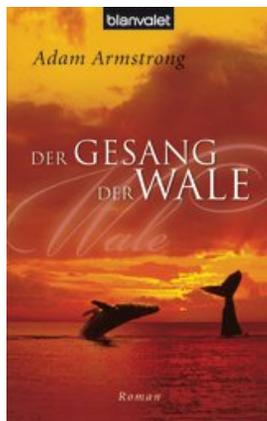
»Wer sind die beiden in dem Wrack?«

»Zwei Typen, die ich nicht kenne. Sie haben mich in Cascade mitgenommen. Kannten die Straße wohl doch nicht so gut, wie ich dachte.« John-Cody hielt inne. »Im Wagen hat es eben nach Benzin gerochen.«

Der Mann nickte. »Wir sind bald in Grangeville. Solange es keinen Funken gibt, kann eigentlich nichts passieren. Melden Sie den Unfall dem Sheriff, mein Sohn. Er wird das Wrack bergen lassen.«

Er hielt in der Hauptstraße von Grangeville vor dem Büro des Sheriffs. Er selbst musste mit seinem Truck am Morgen in Lewiston sein und wollte deshalb so schnell wie möglich weiterfahren. John-Cody bedankte sich, stieg aus und verharrte einen Augenblick auf dem Bürgersteig, während er die Leuchtschrift über dem Büro des Sheriffs anstarrte. Er war sich der Ironie dieser Situation nur allzu deutlich bewusst. Dann schüttelte er den Kopf, blies die Backen auf und dachte an die beiden FBI-Agenten, die in dem Autowrack bald erfrieren würden. Er ging ins Büro, erzählte dem Hilfssheriff dieselbe Geschichte wie dem Trucker und beschrieb ihm die Unfallstelle. »Sie können das Wrack nicht verfehlen«, sagte er. »Es liegt direkt unter der Kurve, bei den gesprengten Felsen.«

»Setz dich dorthin, mein Sohn.« Der Hilfssheriff zeigte auf die Bank neben dem Wasserkühler. »Du musst mich begleiten. Ich verständige nur noch den Rettungsdienst.« Er verschwand in einem der Nebenräume. Jetzt oder nie: John-Cody zögerte noch einen Augenblick, dann ging er in die Nacht hinaus. Er schlich vorsichtig die Straße entlang, bis er zu der großen Amoco-Tankstelle an der Kreuzung gelangte. Er stand im Schatten des Motelkomplexes, als der Wagen des Hilfssheriffs mit Blaulicht um die Ecke bog und sich schnell in Richtung Süden entfernte. Er wartete ab, bis die Rettungsfahrzeuge ebenfalls vorbeigefahren waren, dann überquerte er die Straße und ging zu der Tankstelle, zu der eine Gaststätte gehörte. Dort sah er sich den Truck, mit dem er gekommen war, genauer an. Der Fahrer war gerade dabei, sich vor der Weiterfahrt nach Lewiston mit einer ordentlichen Mahlzeit zu stärken. John-Cody fand ihn



Adam Armstrong

Der Gesang der Wale

Roman

Taschenbuch, Broschur, 544 Seiten, 11,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-36812-9

Blanvalet

Erscheinungstermin: Februar 2008

Bewegend, fesselnd und poetisch: Fernweh inklusive!

Die hinreißende Geschichte zweier Menschen, die im gemeinsamen Kampf für die Natur den Glauben an die versöhnende Kraft der Liebe wiederfinden.

Wieder einmal bricht die Engländerin Dr. Libby Bass, Expertin für die großen Säugetiere der Meere, zu einem Forschungsprojekt auf – ans andere Ende der Welt, nach Neuseeland. Begleitet von ihrer zwölfjährigen Tochter Bree, erwartet sie an der Küste des Dusky Sound nicht nur eine Wildnis von fast magischer Anziehungskraft. Denn vor Jahren kam auch ein Mann nach Aotearoa, der Welt der Maoris. Einer, der dort die große Liebe seines Lebens fand – und verlor ...

Ein großartiger Unterhaltungsroman vor dem atemberaubenden Panorama der Küste Neuseelands.